

# Die Zelle Welt

Nr. 31

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1905

## Onkel Franz.

Roman von J. Blicher-Clausen.

(Fortsetzung.)

13.

Wenn jemand ein Jahr später eines von diesen beiden gefragt hätte, wo die Zeit geblieben sei, wären sie außer Stande gewesen, es sich selbst oder anderen zu erklären; so waren Stunden, Tage, Wochen und Monate dahin geflogen — leichter, als der erste Schmetterling über den ersten Sommertau hinschwebt, schneller, als die erste Schwalbe sich singend durch die erste Sommerwolke schwingt.

Keines von ihnen wußte, wo die Zeit geblieben war, aber bisweilen sagte Raja: „Wo bleiben die Tage mir, Onkel Franz? Es ist mir, als entschwänden sie mir, so daß ich sie zurückhalten müßte. Das Leben wird zu kurz für mich und Dich, wenn wir mit solchen Riesenschritten vorwärts eilen.“

Aber er lachte sie nur aus. „So soll es gerade sein“, sagte er. „Denk' an das Wort: „Und hättest Du auch nur kurz aber reich gelebt, so wäre es besser, als arm und lang.“

Onkel Franz war wieder jung geworden! Der Schein lugte ihm aus den Augen, und er hatte den alten, aufrechten, elastischen Gang wiedergewonnen. Wenn er jetzt die Straße hinunterging, summte er tünner vor sich hin, ja manchmal ertappte er sich darauf, daß er laut sang.

Raja war schlanker geworden und etwas blässer als früher, aber sie strahlte vor Freude, wenn sie über der Korrekturarbeit saß, die ihr Onkel Franz verschafft hatte, und mit der sie ungefähr die fünf-hundert Kronen verdiente, die sie nötig hatte, um durchzukommen.

Helle war der, der es am allerbesten hatte. Er sang an, auf seinen kurzen, dicken Beinchen auf dem Boden herumzukutschieren, und zwar mit einer Miene, als gehöre ihm die ganze Welt. Den „Bar“ nannte Onkel Franz ihn, wenn er an seiner Mutter Stuhl anhielt und mit einer ausgeprägten Herrschermiene kommandierte: „Helle auf!“ Saß er aber erst auf ihrem Schoß, dann veränderte sich sein Ausdruck, die Augen wurden schelmisch und weich, und er legte sein Köpfchen an ihre Brust mit einem Seufzer höchster Glückseligkeit.

Sein lockiges, schwarzes Haar fiel wie das von Onkel Franz auch ein wenig in die Stirne herein, und die Augen hatten ganz die wechselnden Farben wie die des Onkels, nur Mund und Kinn bekamen mehr und mehr Rajas Formen. Das einzige, was Helle von Peter Dam geerbt zu haben schien, waren die festgebaute, kräftige, kleine Gestalt und die ungewöhnlich hübsch geformten, kleinen Ohren.

Peter Dam schien sein Dasein vergessen zu haben. An dem Tage, wo Raja mit dem Kinde auf dem Arm die Treppe hinunterging, um wegzufahren,

stand er an der Tür und sah ihnen mit nassen Augen nach, sowie mit dem Gefühl, daß ihn mit diesen beiden das Beste verlasse, was er habe; aber wenige Stunden später war keine Spur von Schmerz mehr in seinem Gesicht. Noch eine Woche kam er, um sich nach Helle zu erkundigen, und Raja begleitete ihn zum Abschied freundlich bis an die Tür und bat ihn, zu kommen, so oft er Sehnsucht verspüre, das Kind zu sehen.

Aber ferner war er nicht wiedergekommen. Sie hörte, daß er um Dispensation einkam, um vor Ablauf der drei Jahre sich wieder verheiraten zu können, und sie wünschte aufrichtig für ihn, daß es ihm gelänge, sie zu erlangen. Im ganzen genommen dachte sie an ihn wie an einen Fremden.

Wie auf stillschweigende Uebereinkunft verbrachte Onkel Franz alle seine Abende bei Raja. Er kam immer früh am Nachmittag; dann lasen sie zusammen oder machten einen Spaziergang.

Helle konnte ganz versunken sein in sein liebtes Spiel, Häuser zu bauen, die immer wieder einfielen, nachdem er sie mit großer Mühe aufgestellt hatte, oder Wasser aus einem Brunnen zu pumpen, der nie leer wurde. Sobald er aber Onkel Franz' Schritte auf dem Flur hörte, stand er sogleich auf und stolperte nach der Tür. Nichts auf der Welt konnte mit der Seligkeit verglichen werden, die er empfand, wenn er auf Onkel Franz' Schulter stieg und ihn tüchtig am Haar zerrte, oder auf seinen Anle „nach der Mühle“ reiten durfte, während der Onkel die instigsten Melodien dazu piffte.

„Zähl, Helle was!“ hieß es dann immer, und Onkel Franz wurde nie milde. Er verschwendete an den Jungen alle die Liebesworte, die er der Mutter nicht geben durfte. Sie lächelte, wenn sie es sah. Nie sprach er mit ihr von Liebe, aber auf tausendfacher Art verstand er es, sie mit seiner Zärtlichkeit zu umgeben und sie ihr fühlbar zu machen.

Eines Tages brachte Onkel Franz ein großes Schaukelpferd. „Es ist für Helle“, sagte er als Antwort auf ihren fragenden Blick. Ein andermal kam er mit einer Kumpel für den kleinen Flur. „Denn ich habe bemerkt, daß Du Dich an dem Gelschrank stößt, wenn Du mich hinausbegleitest“, sagte er, sich gleichsam entschuldigend. Und eines Tages erschien er plötzlich mit einem pelzgefütterten Mantel. „Du mußt nicht böse sein, aber ich fürchte, Du frierst in Deinem alten“, sagte er und hängte ihn ihr ohne weiteres um die Schultern.

Das Gefühl, immerwährend in seinen Gedanken zu sein, machte sie unendlich glücklich. Und wenn sie alle drei miteinander auf dem Boden kauerten,

alle gleich im Spiel aufgehend, da mangelte nur noch eins, um ihr Glück vollkommen zu machen.

Es war zur festen Regel geworden, daß Onkel Franz und Raja jeden Sonntag nach Dringeführen. Sie hatten die Rollen eines Adjutanten des Prinzen und einer Hofdame der Prinzessin angenommen, und beide übten eine sehr beruhigende Wirkung auf die Kranke aus. Blieben sie einmal aus, dann wurde diese gleich unruhig und laut. So kam es, daß sie regelmäßig eintrafen.

Raja meinte immer, sie könne ihre Schuld von den Jahren her, wo die Mutter aus ihrem Bewußtsein verdrängt und für sie tot gewesen war, nie abtragen. Und ebensowenig meinte sie, im Stande zu sein, jemals die Schuld, die ihr Vater mit jedem Tage anwachsen ließ, abzubehalten, und sie quälte sich damit ab, wie sie doch das wieder gut machen könnte, was er in all den Jahren verbrochen hatte.

Aber Onkel Franz, der sah, daß dieses Gefühl nahe daran war, ins Krankhafte überzugehen, sagte eines Tages in seiner fremdblichen Art:

„Wenn sie mich für gut genug hält, um den Prinzen zu vertreten, so meine ich, Du könntest mich auch dafür annehmen.“

Und da schämte sie sich.

„Du bist mir zu gut“, sagte sie und errötete ein wenig, weil sie ihn lächeln sah. Aber von da an ließ sie diese Gedanken ruhen.

Im ersten Sommer, wo sie mit dem Kinde allein war, blieben sie in der Stadt, auch während der Ferien, aber in dem Sommer, wo der Junge zwei Jahre alt wurde, schlug Onkel Franz vor, daß sie von Mitte Juli bis Ende August aufs Land ziehen sollten; Helle werde es gut tun, sich im Freien zu tummeln.

Sie ergriff die Idee mit Begeisterung. „Aber wo sollen wir hin?“ fragte sie.

„Ich schlage Nöbwig vor! Die Wälder sind ausgezeichnet dort, und es ist so schön im Hölztruper Gehölz.“

„Dann gehen wir nach Nöbwig!“ rief sie strahlend. „Hurra, Helle! Das wird schön! Dort kannst Du Häuser im Sand bauen und die Lerchen singen hören!“ Und ganz ausgelassen spielte sie mit dem Jungen, der ihren Kopf erfaßte und mit den Beinen in ihrem Schoß strampelte.

Onkel Franz folgte ihnen mit seinen frohen Augen.

„Wie herrlich werden wir es dort haben!“ sagte er.

Sie beide war es ganz selbstverständlich, daß sie zusammen hinstiegen.

Aber es gab andere, die das Verhältnis nicht so vorurteillos beurteilten, und Kaja wurde in der nächsten Zeit öfter von wohlwollenden Bekannten, denen sie begegnete, angehalten und gefragt: „Ist es wirklich wahr, daß Du mit Deinem Onkel aufs Land gehst?“

Kaja errödete vor Zorn über die Hintergedanken, die diese Worte ausdrückten, und antwortete feil:

„Ja, warum sollte ich nicht?“

„Warum!“ erklang es entrüstet im Chor.

„Lieber Gott, Kaja, Du kennst doch die Welt! Es ist im Winter viel über Euch geredet worden, weil er Dich gar so oft besucht hat, und wenn Ihr nun auch noch zusammen aufs Land geht, dann kannst Du selbst wissen, was die Leute sagen werden.“

Sie schloß eine kribbelnde Lust in den Fingern, ein paar warme Ohrfeigen auszuteilen, aber sie bezwang sich und warf nur den Kopf zurück, wie es ihre Art war, wenn sie zornig wurde, während sie stolz erwiderte: „Ich kümmere mich nicht ein bißchen um das, was die Leute meinen. Ich habe nichts zu verbergen und — er auch nicht.“

Einer besonders aufdringlichen Fremdbin gegenüber stampfte sie sogar auf den Boden und rief: „Ist es denn den Menschen ganz unmöglich, ein reines Verhältnis zu verstehen!“

Aber als die Anspielungen und die Sticheleien sich jeden Tag wiederholten, begannen sie schließlich doch weh zu tun.

Wie jede kausche Frau, war sie empfindlich in Beziehung auf ihren guten Ruf, und es schmerzte sie, daß ihn jemand angreifen wagte. Aber am meisten schmerzte es sie, daß ihr innerstes Privatleben, ihr schönes, zartes Verhältnis, das nur sie und er kannten, von neugierigen Fingern betastet und der dümmen Kritik kleinlicher Menschen preisgegeben sein sollte.

So oft sie sich auch wiederholte: „Ich schulde keinem Menschen Rechenschaft über unser Verhältnis — es geht niemanden etwas an, als ihn und mich —“ wurde sie doch von dem Gedanken verfolgt, daß neugierige Augen sie beobachteten, und sie begann zu denken, es wäre wohl am besten, wenn sie auf dem Lande so weit als möglich voneinander entfernt wohnten. Aber auf der anderen Seite empörte sich doch in ihrem Innern etwas dagegen, daß sie gleichgültigen Menschen ein solches Opfer bringen sollte — sie, die auf jede Sekunde, die sie nicht zusammen verbrachten, eifersüchtig war, sie, die ihr ganzes Leben nach den mit ihm verlebten Stunden zählte.

Sie konnte dies Opfer nicht bringen, und sie wollte es auch nicht. Die alte Angst erwachte aufs neue in ihr: Wenn er plötzlich stirbt! O, wie würde sie da jede Minute bereuen, die sie nicht mit ihm geteilt hatte!

Sie konnte Nachts nicht einschlafen und quälte sich mit ihren Gedanken. Aber wenn er dann kam, konnte sie nie mit ihm darüber sprechen; es war, als schämte sie sich.

Das Urteil der Welt! Was bedeutete das für ihn? Die sogenannte öffentliche Meinung! Was kümmerte er sich darum? Er ging seinen eigenen Weg, wie von jeher, und Kaja wußte, daß er die sogenannte Form grenzenlos verachtete. Aber der Kampf hinterließ doch seine Spuren bei ihr, sie wurde blaß und schweigsam, und als sie anfing, ihre Koffer zur Reise zu packen, war die Freude daran verschwunden.

Sie ging unher wie jemand, der gern froh sein möchte und es doch nicht sein kann.

Onkel Franz beobachtete sie genau, und sie war sicher, daß er sah, was sie dachte, aber er sagte nichts. Es war, als wolle er, daß sie den Strauß allein auskämpfe.

So war der letzte Tag vor der Abreise herbeigekommen. Onkel Franz saß im Wohnzimmer und spielte mit Helle. Kaja legte Kleider in einen Koffer, der halbgepackt an der Tür stand. Plötzlich sagte sie, gleichgültig hingeworfen, während sie sich tief über den Koffer beugte, um das Erröten zu

verbergen: „Hast Du für uns alle Zimmer im Hotel dort bestellt?“

„Nein,“ erwiderte er, „ich habe nur eins für Dich und Helle bestellt.“

„Wo wirst Du denn wohnen?“ Damit wandte sie sich ihm rasch zu.

„Ich weiß noch nicht recht. Wenn ich überhaupt mitkomme, habe ich im Sinn, in einem der Fischerhäuschen am Strand zu wohnen.“

„Wenn Du mitkommst?“ wiederholte sie, ängstlich fragend.

Er stand heftig auf.

„Ja,“ sagte er; „denn ich gehe nur mit, wenn wir den ganzen Tag zusammen sein können. Verstehst Du, nicht einzelne geizig zugemessene Stunden, sondern den ganzen Tag. Ich gehe nicht hin, wenn Du im Sinn hast, mich auf dem Altar der Konvention zu opfern, und daran hast Du doch während der ganzen letzten Zeit gedacht.“

Sie war glühend rot geworden und ihre Augen standen voller Tränen, als sie mit bebender Stimme sagte: „Onkel Franz, sei mir nicht böse.“

Mit Helle an der Hand trat er zu ihr, und der Junge streckte augenblicklich das andere Händchen nach der Mutter aus, die es schnell ergriff.

„Stehst Du,“ sagte Onkel Franz, „so lange wir uns mit diesen Händchen in den unfrigen freit ins Auge sehen können, so lange sind wir keine Rechenschaft schuldig. Wir sind überhaupt niemandem Rechenschaft schuldig,“ flügelte er heftig hinzu, „ausgenommen dem Kinde hier. Und vor ihm wollen wir einmal rein dastehen. Es soll sich nie über uns schämen müssen.“

Kaja hatte die Hand des Jungen losgelassen und den Arm um Onkel Franz' Hals geschlungen.

„Onkel Franz,“ sagte sie mit nassen Augen und zupfte ihn scherzend am Rockragen, „das sage ich Dir, wohin Du auch immer in der weiten Welt reisen magst, da gehen Helle und ich mit; Du wirst uns nie wieder los. Und nicht einen einzigen Augenblick meines Tages werde ich Dir vorenthalten.“

„Nicht einen einzigen Augenblick, versprichst Du es mir?“

„Ich verspreche es.“

Die Liebe leuchtete so aus ihrer ganzen Gestalt, daß ihm war, als müsse er sie in seine Arme schließen, um sie nicht wieder los zu lassen, ehe er sie ganz besessen hatte. Aber dann wandte er sich rasch ab, hob Helle auf seine Schulter und sprang mit ihm in Zimmer herum.

„Mehr! Mehr!“ rief der kleine Bürsche und stemmte seine kurzen Beinchen gegen Onkel Franz' Brust. „Mehr! Mehr! . . .“

\* \* \*

Wenn Kaja später an diese Worte zurückdachte, konnte sie es nie tun, ohne daß ihr Herz in demselben heftigen, freundigen Takt schlug wie in diesem Augenblick.

Für immer liebte sie von dieser Zeit an den Strand von Abbvig und das Højstruper Gehölz. Da, wo sich wilde Rosen und Caprifolien ineinander schlangen, als wollten sie den Weg zu einem Märchen- schloß verschließen, da wuchs ihr Glück in jungem, sicherem Wachstum, da erfuhr ihr Gedankenleben die reichste Entwicklung, und da begannen sie zum ersten Male von dem Heim zu sprechen, das sie bauen wollten, Entwürfe zu machen und Zukunftspläne.

„Deut' Dir, nun sind es nur noch anderthalb Jahre!“ konnten sie zueinander sagen, und sie sprachen von anderthalb Jahren, als seien sie nur eine Woche.

Stundenlang konnten sie am Strande sitzen und dem Wogenschlag lauschen oder leise miteinander plaudern; während Helle im Sand spielte und sie bisweilen mit seinem klaren, kurzen Aufschrei unterbrach. Sie konnten Steine am Strand werfen oder mit den Fischern scherzen und von den kleinen Freuden und Sorgen des Alltagslebens ganz in Anspruch genommen sein; aber so oft sie in das Højstruper Gehölz kamen, war es, als ergreife sie ein Zauber. Dann konnten sie stehen bleiben, einander ansehen und fragen: „Ist es Dir nicht auch,

als gingen wir miteinander in das Märchenland hinein?“

Und keines von beiden dachte daran, daß das Märchen ihre Liebe war, die ihre Fäden um die Tage und Jahre spannt zwischen Rosen und Caprifolien, immer näher dem verzauberten Schloße zu, immer vorwärts, dem gelobten Lande entgegen, das ihnen in dieser Zeit näher schien als der Wald, worin sie wandelten, näher als die Luft, die sie einatmeten, und näher als das Moos, worauf sie traten. Helle wurde sonnenverbrannt und frisch da draußen seine ganze, kleine Person strömte fürwahrlich von Gesundheit, und er hüpfte vor Freude, wenn er, an seinen beiden Speckhäuschen angefaßt, zwischen ihnen ging. Er brachte sie zum Lachen mit seinen komischen Einfällen und seinen eifrigen Versuchen, sich deutlich auszudrücken.

Wenn sie so durch das Dorf gingen mit dem Jungen zwischen sich, trat die Familienähnlichkeit so deutlich zwischen ihnen hervor, daß sie jedem aufpassen mußte, und gleichzeitig lag über der ganzen Gruppe ein harmonisches Glück, das keinen erwärmenden Schimmer über alles um sie her ausstrahlte, und gleichsam in den Gesichtern aller, denen sie begegneten, einen Widerschein fand.

„Die glückliche Familie“ nannten die Leute im Dorfe sie, mit dem unbestimmten Gefühl, daß sie etwas Märchenhaftes erlebt haben müßte, so oft man ihr begegnete.

Und die glückliche Familie nahm jeden Tag, den sie erlebte, als eine neue Freude hin; sie wußte kaum, wo die Tage und Wochen blieben, sie wußte nur, als die letzte Woche anbrach, daß das Leben hier ein wunderbar schönes gewesen war.

Keines von beiden fand Worte, die so viel Glück hätten ausdrücken können — aber rasch wie Blitzesfunken brachten die Gedanken einander Botschaft — bald piff er, bald sang sie, und immer jubelte der Junge zwischen ihnen.

(Fortsetzung folgt.)



## Landbau und Gewerbe bei den Melanesern.

Von Heinrich Cunow.

Die vielgestaltige sonnige Inselwelt der südlichen Hälfte des Stillen Ozeans, der sogenannten Südpazifik, wird von drei großen Völkerguppen bewohnt, die nach ihren Rassencharakteren als Polynesier, Mikronesier und Melanesier unterschieden werden. Die ersten beiden Gruppen sind nahe mit einander verwandt. Sie sind Zweige der malaischen Rasse, die einst in weit zurückliegender Zeit von den großen Sunda-Inseln aus ihren Weg ostwärts bis nach Hawaii und der Oster-Insel, südwärts bis nach Neuseeland gefunden und unter dem Einfluß veränderter klimatischer Verhältnisse und neuer Lebensbedingungen ihren Typus umgewandelt haben; dagegen sind die Melanesier, zu welchen man die Bewohner der Inselgruppen des Bismarck-Archipels, der Salomon-, Santa Cruz- und Pitti-(Tidiki)- Inseln, der Neu-Hebriden und Neu-Kaledoniens rechnet, papuanischen Ursprungs und gehören mit den Eingeborenen Neu-Guineas der negroiden Rasse an, deren nördliche Ausläufer sich einst, wie die Ueberreste dieser Rassen auf den Andamanen und Mikobaren, im Innern Sumatras, Malakkas und der großen philippinischen Inseln beweisen, bis zu den Südküsten Vorder- und Hinter-Indiens erstreckten. Wenn heute die südlichen Melanesier in ihrem Typus nicht unbeträchtlich von den reinen Papuas Neu-Guineas abweichen und teilweise eine Mitterstellung zwischen diesen und den Polynesiern einnehmen, so erklärt sich das daraus, daß in Laufe einer Zeit, die wahrscheinlich nach Jahrtausenden zählt, zwischen den Bewohnern der benachbarten Inselgruppen Ost-Melanesiens und West-Polynesiens mannigfache Vermischungen stattgefunden haben. Besonders zwischen der polynesischen Bevölkerung der Freundschafts-(Tonga)-Inseln und der Pitti-Gruppe bestand schon lange vor den Entdeckungsfahrten Cooks ein reger Schiffsfahrts- und Handels-

verkehr, der mehrfach zur Grünbung tonganischer Niederlassungen auf Viti Levu (d. h. Groß-Viti) geführt hatte. Als England 1874 vom Viti-Archipel Besitz ergriff, zeigte sich, daß einer der vier Distrikte des Reiches Nawa auf Viti Levu einen tonganischen Namen führte und größtenteils von Nachkommen tonganischer Ansiedler bevölkert war.

Impulsiveren, gewalttätigeren Charakters als die Polynesier, misstrauischer und kampfsüchtiger, sind die Melanesier von den ersten Seefahrern und Händlern, die mit ihnen in Verkehr traten, meist als „inferiore“ Völker geschätzt worden, deren geistige Fähigkeiten tief unter denen der „besseren, aufgeweckten Naturkinder“ Polynesiens ständen. Wie mit so mancher alten Ansicht, hat jedoch auch mit dieser die moderne Völkerkunde gründlich aufgeräumt. Sie vertritt heute die Auffassung, daß, wenn auch in der Ausbildung einzelner sozialer Einrichtungen, z. B. in bezug auf Standesunterschiede und Häuptlingswesen, die Polynesier auf einer höheren Entwicklungsstufe stehen, doch die technischen Fertigkeiten der Melanesier, ihre Fortschritte im Landbau, in der Herstellung von Waffen, Werkzeugen und Hausgeräten, den Vergleich mit denen der Polynesier nicht nur aushalten, sondern sie vielfach übertreffen.

Selbst der Landbau der Melanesier steht im ganzen dem der Polynesier kaum nach. Sogar unter den Stämmen der zum deutschen Kolonialbesitz gehörenden Inseln Neu-Vommern und Neu-Mecklenburg, also in dem am wenigsten vorgeschrittenen Teil der melanesischen Inselwelt, fanden die ersten Händler und Ansiedler bereits eine relativ hohe Bodenkultur vor, in der teilweise schon das Prinzip des Fruchtwechsels und der künstlichen Verrieselung zur Anwendung gelangte. Meist wird allerdings noch alle Jahre oder alle zwei Jahre neu gerodet, d. h. es wird die alte Pflanzung aufgegeben und an anderer Stelle ein neues Stück Buschland niedergebraut und bebaut, doch sind in einzelnen Gegenden, besonders auf der Gazellen-Halbinsel Neu-Vommerns, die Eingeborenen bereits dazu übergegangen, dasselbe Stück Land mehrere Jahre hintereinander zu benutzen und der vorzeitigen Erschöpfung des Bodens dadurch entgegenzuwirken, daß sie beim Anbau mit den Fruchtarten abwechseln. Zuerst werden gewöhnlich Yams (Dioscorea) gezogen, dann Bataten oder Taro und darauf Zuckerrohr, Tabak oder dergl., und zwar befolgen die Eingeborenen bei der Fruchtfolge meist das Prinzip, den Anbau mit solchen Bodenerzeugnissen zu beginnen, die das Land am wenigsten ausmergeln. Sorgfältig wird bei der Anlegung einer neuen Pflanzung darauf geachtet, daß der Boden sich für die Kultur der Früchte, die man anzubauen gedenkt, eignet, vor allem, daß er die nötige Feuchtigkeit enthält. Vereinzelt ist man sogar, wie Parkinson berichtet, schon dazu gelangt, zu trocken gelegenen Pflanzungen aus benachbarten Flüssen und Tümpeln durch kleine Gräben Wasser anzuführen.

Auf ungefähr gleicher Stufe steht die Bodenkultur bei den Bewohnern der Salomon-Inseln und Neu-Hebriden, wo ebenfalls die Pflanzungen, soweit die Bodenverhältnisse dies gestatten, mit Vorliebe in nächster Nähe der Wohnstätten, d. h. der eine Anzahl gestreuter Häuser und Gehöfte umfassenden Dörfer, angelegt werden. Am wenigsten entwickelt ist der Anbau auf den größeren Inseln des Salomon-Archipels, auf Bougainville, Choiseul, Isabel usw., vielleicht, weil auf diesen fruchtbares Land in größerer Menge vorhanden ist, also Neurodungen leichter durchzuführen sind, und weil die Jagd hier noch größere Erträge liefert, als auf den kleineren Inseln, auf denen es an jagdbaren Tieren fehlt. Vielfach wird noch alle zwei Jahre gerodet, doch greift man nicht immer zu neuem frischem Waldbaum. Man kehrt vielmehr gerne wieder zu den schon in Benutzung gewesenem Parzellen zurück, nachdem diese einige Jahre geruht und sich inzwischen unter der Hut der Tropen Sonne mit neuem jungen Unterholz bedeckt haben.

Sinen weiteren Fortschritt haben die Neu-Salebonier und die Viti-Inulanier gemacht; sie verstehen bereits der Ergiebigkeit des Bodens durch

Düngen nachzuhelfen und benutzen denn auch gewöhnlich dasselbe Stück Land fünf, sechs, sieben Jahre hintereinander. Nach der Ernte, vor Beginn der Regenperiode, schleppen sie auf ihren Pflanzungen alle übriggebliebenen Pflanzungsabfälle, dicke Sträucher und Gras zusammen, machen davon kleine Haufen und zünden diese an, damit die Asche durch den Regen gründlich ausgelugt wird und sich dem Boden mittelst. Teilweise stellen sie sich auch dadurch selbst eine Art Dünger her, daß sie an den Seiten der Pflanzungen die verwesenen Pflanzenüberreste, zerklümmerte Muscheln, Fischabfälle usw. auf einen Haufen werfen, diesen mit Erde bedecken und dann, wenn diese Ueberreste vermodert sind, das Ganze durcharbeiten und dem mehr oder minder ausgemergelten Boden hinzusetzen. Ist dieser zu trocken, so hilft man der Ertragsfähigkeit durch Zuführung von Wasser nach, oder man legt — ein Gebrauch, der hauptsächlich aus Neu-Salebonien berichtet wird — die Pflanzungen terrassenförmig an den Bergabhängen an und zieht dann von den Höhen zu den Terrassen Gräben und Minnen herab, so daß bei Regenfällen sich das Wasser in diesen sammelt und den Pflanzungen zufließt. Trotz aller dieser Sorgfalt sind jedoch gerade auf Neu-Salebonien Mähernten ziemlich häufig. Der Insel fehlt es an natürlichen Wasserquellen und in der oft wochenlang in gleicher heißer Glut auf die Pflanzungen herab brennenden Sonne verborrt daher alles, was der Eingeborene mit Mühe herangezogen hat.

Lange Erfahrung hat sowohl die Vitaner als die Neu-Salebonier gelehrt, welche besonderen Ansprache jede Fruchtart an Boden und Feuchtigkeit stellt und wie sie deshalb behandelt werden muß, wenn sie gut gedeihen soll. Als Beispiel sei hier nur angeführt, wie man auf den Viti-Inseln die Yamskultur betreibt, die den dortigen Eingeborenen meist ihr wichtigstes Nahrungsmittel liefert. Meistlich wie die Tonganer graben die Viti-Inulanier, nachdem der Boden sorgfältig von Unkraut befreit worden ist, in Abständen von drei, vier Fuß einzelne Gruben, oft bis fünf Fuß tief, die sie, nachdem sie die herausgeworfene Erde zerrieben und gelockert haben, mit dieser wieder anfüllen und dann in das lockere Erdreich die Yams-Stecklinge, etwa einen halben Fuß tief, einsetzen und reichlich begießen. In dem fruchtbaren, lockeren Boden wachsen die Yams sehr schnell und erreichen eine beträchtliche Größe. Exemplare im Gewicht von einem halben Zentner sind durchaus nicht selten.

Angebaut werden in Melanesien vornehmlich Yams, Taro, Bataten, Betel, Bananen, Zuckerrohr, Brotfruchtbäume und Kokospalmen; auf den ostmelanesischen Inseln außerdem noch ziemlich häufig Melonen, Masawurzeln und Papiermantelbäume, und auf den Viti-Inseln eine Art Pfefferstrauch (Piper motysticum), aus der die Vitanerinnen ein beliebtes berauschendes Getränk, bei den West-Polynesiern „Kawa“ oder „Nwa“, bei den Vitanern „Yangoua“ genannt, herstellen. In neuerer Zeit werden vereinzelt da und dort auch von den Europäern eingeführte Gewächse angebaut; besonders hat der Tabakbau in verschiedenen Gegenden eine gewisse Bedeutung erlangt.

Die Ackergeräte, welche die Melanesier vor der Einführung europäischer Spaten und Hacken benutzten, waren höchst primitiver Art. Sie bestanden aus etwa sechs Fuß großen, an einem Ende schräg zugespitzten Stangen aus hartem Holz zum Aufreißen der Erde und kleineren ähnlchen Stangen zum Zerkleinern der aufgeworfenen Erdschollen und zum Ausgraben der Wurzeln und Knollen. Außerdem benutzte man in einzelnen Gegenden kleine, spitze Hacken aus Holz, meist zum Lochmachen und zum Auflockern des Bodens.

Den größten Teil der Ackerarbeit leistet, wie bei fast allen Ackerbauvölkern der unteren Stufen, das Weib. Die Männer roden meist nur das zum Anbau ausersehene Wald- oder Buschland und graben die dadurch freigelegte Fläche um, indem sie mit den vorhin beschriebenen, langen Stangen den Boden aufreißen, während die Frauen hinterhergehen, die herausgehobenen Schollen zerkleinern und den Boden

ebnen. Auch das Einfriedigen der Plantagen mit einem rohen Holzzaun zum Schutz gegen die kleinen Wildschweine, das in einigen Gegenden üblich ist, und das Auswerfen der Wassergräben übernimmt der Mann. Alle weitere Arbeit aber: das Säen, Einsetzen der Stecklinge, Jäten, Begießen, Ernten, gehört zum Arbeitsressort der Frau; d. h. in der Regel, im einzelnen findet man, bedingt durch die verschiedenen Lebensverhältnisse, mannigfache Abweichungen von dieser Arbeitsteilung. So hilft in einigen Teilen Neu-Vommerns der Mann auch bei der Aussaat und auf Guadalupe, einer der Salomon-Inseln, auch bei der Ernte, während anderwärts wieder auf Tanna, Efate und Erromango, drei Inseln der Neu-Hebriden, der Mann sich gewöhnlich nur auf das Roden beschränkt und auch das Aufgraben des Bodens der Frau überlassen wird. Auf Neu-Salebonien und den Viti-Inseln arbeiten dagegen meist beide Geschlechter zusammen in den Pflanzungen, und zwar übernimmt der Mann als der Stärkere den größeren Teil der Arbeit. Und schweifen wir von Viti nach der nächstgelegenen Inselgruppe Polynesiens hinüber, nach den Tonga-Inseln, dann finden wir, daß dort früher alle Arbeit der Frau in den Pflanzungen streng verboten war. Im allgemeinen läßt sich als Regel feststellen, daß je größere Bedeutung der Landbau für den Lebensunterhalt hat und je mehr Jagd, Fischerel und Kriegsführen als Mittel zur Nahrungsbeschaffung zurücktreten, desto mehr der Mann an der Bodenbestellung teilnimmt.

Verteilt ist es, wie so oft geschieht, aus dieser Belastung der Frau mit der Feldarbeit zu folgern, sie nähme bei den Melanesiern eine niedrige, soziale Stellung ein. Die erwähnte Art der Arbeitsteilung ergibt sich vielmehr ganz von selbst aus den Bedingungen, unter welchen sich der Fortschritt zum Ackerbau vollzieht. Früher dachte man sich die Entstehung des Ackerbaues berart: zuerst, d. h. auf der untersten Wirtschaftsstufe, hätten die Menschen einsam oder in kleinen Familienverbänden umstirrt, nur von dem Ertrag der Jagd lebend, umhergeschweift, durch Aufzucht der jagdbaren Tiere seien dann die Jäger zu Hirten-Nomaden geworden, bis sie schließlich das große Geheimnis entdeckt hätten, daß aus einem in die Erde versenkten Saatkorn eine Pflanze ersproßt, und nun zur Sesshaftigkeit und zum Ackerbau übergegangen wären. Ganz im Sinne dieser naive, einst fast allgemein geteilten Auffassung feiert Schiller in seinem „Griechischen Fesi“ Ceres, die Göttin des Ackerbaues, als:

Die Bezähmerin wilder Sitten,  
Die den Menschen zum Menschen gesellt,  
Und in friedliche, feste Sitten  
Wandelt das bewegliche Welt."

Im Gegensatz zu dieser Auffassung, die auch heute noch vereinzelt in sogenannten populären Kulturgeschichten spukt, hat die ethnologische Forschung erwiesen, daß die Sesshaftigkeit nicht eine Folge des Ueberganges zum Ackerbau, sondern in den meisten Fällen dessen Vorbedingung gewesen ist, und daß ferner die Stufenfolge: Jagd, Viehzucht, Ackerbau, keine allgemeine Gültigkeit beanspruchen kann. Vielmehr ist dieser Entwicklungsverlauf nur unter ganz bestimmten geographischen Voraussetzungen erfolgt. In den meisten Fällen hat sich der Uebergang zum Ackerbau bereits auf der sogenannten Jäger- und Fischerstufe vollzogen; aber nicht derart, daß der „umstirte“ Jäger seine bisherige Tätigkeit aufgab und sich nun dem Anbau widmete, sondern in der Weise, daß die Frau die wildwachsenden Knollen- und Wurzelfrüchte, die sie bisher gesammelt hatte, in der Nähe der Wohnung selbst anzubauen suchte, zunächst natürlich auf recht einfache Art. Der Anbau bestand zuerst meist nur darin, daß die Frau auf einem freien Landstück, nachdem sie den Boden mit einem zugespitzten Stock etwas aufgelockert hatte, den Samen ansstreute und dann das weitere der gütigen Muttererde, dem Regen und der Sonne überließ.

Es ist also die Frau, die zuerst zum Anbau greift. Er bildet gewissermaßen nur eine Fortsetzung ihrer bisherigen Tätigkeit des Einsammelns.

Wachsender Frische. Der Mann bleibt zunächst noch bei seinem bisherigen Nahrungswerb: der Jagd und dem Fischfang. Die Ackerarbeit liegt schon deshalb außerhalb seines Arbeitsbereichs, weil das Jagen und Kriegsführen meist ein häufiges und längeres Fernbleiben vom Hause bedingt, und diese seine Erwerbstätigkeit nicht nur noch für lange Zeit den Hauptteil der Nahrung, sondern auch die meisten zur Herstellung der Geräte nötigen Zutaten liefert, auf sie also nicht verzichtet werden kann. Erst später, wenn mit der zunehmenden Bedeutung des Ackerbaues für die Gesamtwirtschaft das Feld- resp. Gartenareal immer mehr an Ausdehnung gewinnt und häufigere Abholzungen und Neu-robungen nötig werden, hilft auch der Mann in steigendem Maße bei der Ackerarbeit.

Aus dieser Arbeitsteilung ergibt sich eine andere. Die Sorge der Frau für die vegetabilische, des Mannes für die animalische Nahrung führt dort, wo sie streng durchgeführt ist, auch zur Arbeitsteilung in der Zubereitung der Kost und den damit zusammenhängenden Nebenarbeiten. Der Mann häutet das Wild, das er erlegt hat, bratet und röstet es selbst, während der Frau neben der Ab-ernte der Pflanzung naturgemäß auch die Zubereitung der von ihr nach Hause gebrachten Vegetabilien zufällt. Das hat zur Folge, daß ein jeder Teil sich sein eigenes Koch- und Bratgeschirr hält und daß auch das Essen nicht gemeinschaftlich erfolgt. In der melanesischen Inselwelt finden wir durchweg, daß jedes der beiden Geschlechter für sich speist. Auf Neu-Guineen essen z. B. erst die Männer mit den Knaben, dann die Frauen mit den jungen Mädchen. Ebenso speisen auf den nördlichen und mittleren Salomon-Inseln erst die Männer für sich mit den Jungen, darauf die Frauen mit dem weiblichen Nachwuchs. Fleischnahrung, deren Genuß den Frauen verboten ist, als Opium, Fische, Eichhörnchen usw., bringen die Männer gar nicht erst von der Jagd mit nach Hause; sie bereiten das Wild im Walde zu und verzehren es dort für sich allein. Auch auf Neu-Kaledonien und den Viti-Inseln nehmen Mann und Weib nicht gemeinsam das Mahl ein, und wie auf den Salomon-Inseln steht auch hier die Frau sich fast ausschließlich auf vegetabilische Nahrung beschränkt — Fleischkost ist Männerkost. Die Frau ist jedoch nicht nur „Begründerin“ des Ackerbaues, auch auf verschiedenen gewerblichen Gebieten tritt sie als Erfinderin auf. Mit der Zunahme des Nahrungsverbrauchs, der Anhäufung von Vorräten steigt zugleich das Bedürfnis nach Gefäßen zur Aufbewahrung und zur Zubereitung der eingesammelten Nahrungsmittel. Die Anfertigung solcher Gegenstände gehört nach der auf dieser Entwicklungsstufe glücklichen Arbeitsteilung gleichfalls zum Ressort der Frau, erstens, weil es meist von ihr geerntete Vorräte sind; um die es sich handelt, zweitens, weil ihr als Einsammlerin der Flecht- und Spinnstoffe natürlicherweise auch deren weitere Verarbeitung zufällt. Sie hat demnach für die Ventel, Korbgefäße, geflochtenen Säcke, Matten, die von ihr benutzten Kochgeschirre usw. zu sorgen; zum Arbeitsgebiet des Mannes gehört hingegen die Herstellung der Waffen, Jagd- und Fischereigeräte, der Hütten und Kanus sowie aller Zimmererarbeiten.

In der Herstellung mancher der vorhin genannten Gebrauchsgegenstände haben die Melanesierinnen eine beträchtliche Kunstfertigkeit erlangt. Ihre aus Winsen und Pandanusblättern oder aus Kokosfasern und Bast hergestellten Matten gehören zu den schönsten der Südsee. Die zur Bodenbedeckung dienenden Matten sind allerdings meist nur roh aus groben Winsen geflochten, die feineren als Unterlage beim Schlafen, als Decken oder Vorhänge benutzten Matten zeugen aber von einer bedeutenden Geschicklichkeit ihrer Herstellerinnen. Besonders wissen die Frauen der Viti- und Salomon-Inseln dadurch, daß sie an den Rändern der Matten der Länge nach buntgefärbte Kokosfasern oder Baststränge hineinlecht, recht hübsche Wirkungen zu erzielen. Geflochtene korbbartige Gefäße sind dagegen bei den Melanesiern weit weniger im Gebrauch als bei den Polynesiern, vielleicht weil die Melanesier in ihren irdenen Gefäßen ein weit besseres Aufbewahrungsmittel haben. Während die ersten Entdeckungsreisenden, die Neu-Guinea und Melanesien besuchten, dort überall die Töpferei vorfanden, teilweise schon in beträchtlicher Vervollkommenung, war sie den Polynesiern unbekannt. Die auf den Gesellschafts- und Marquesas-Inseln vereinzelt aufgefundenen

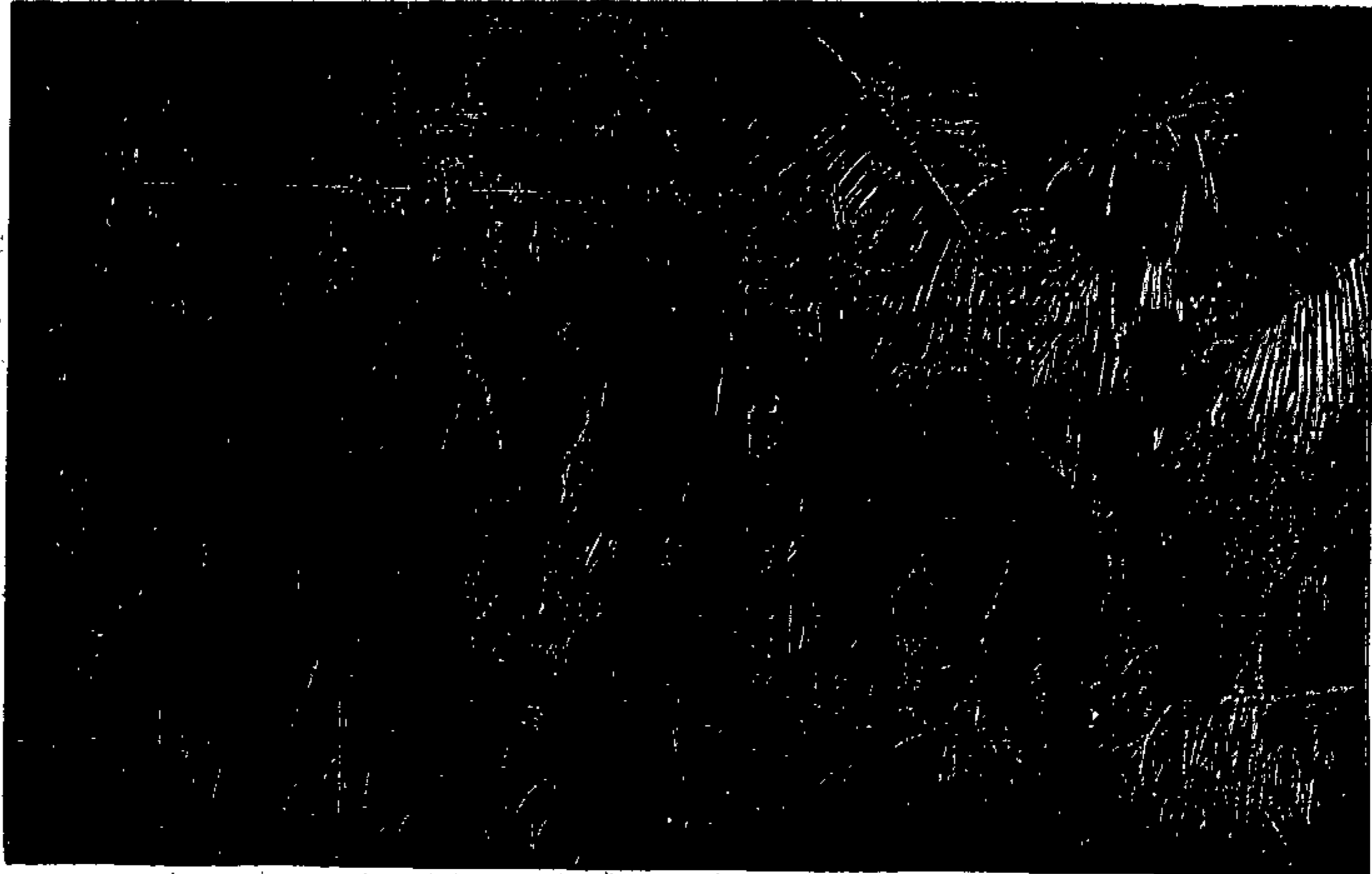
Topfbodens fest und schlingelt am Rande des Topfbodens entlang die Wurst spiralförmig über einander, so daß das halbfertige Gefäß aussteht, anläßt auf einer runden Platte mehrere gleichgroße dünne, runde Teigwürste aufeinander geschichtet. Darauf werden mit der einen Hand die übereinander liegenden Rollen breit gedreht, verschulert und geglättet, während die andere Hand von innen mit einem glattgeschliffenen Stein gegen die Seitenwandung drückt und diese leicht herauszupresst sucht. Auf diese Art entsteht eine runde bauchige Schüssel oder ein offener Topf. Soll jedoch das Gefäß einen engen Hals, also eine Flaschenform erhalten, so wird eine neue Wurst angelegt und beim Herumlegen die Spirale nach oben mehr und mehr verengt. Man schließlich in den engen Hals die Hand nicht mehr hinein, um von innen gegen die Gewandung zu drücken, so wird ein neuer Knüttel hineingelegt, der dann nach der Beendigung der Prozedur wieder herausgezogen wird. Darauf wird das Gefäß einige Tage an der Sonne getrocknet, abgeputzt und, indem man rings um die zum Brennen bestimmten Töpfe trockenes Gras und Reisig aufhäuft und dieses anzündet, langsam gebrannt. Soll das Gefäß auch gefärbt und glasiert werden,

so nimmt man es heiß aus der Asche heraus, putzt es ab und reibt es mit Rindenhaut oder Fichtenharz ein. Ein und wieder wird es auch nochmals kurze Zeit nachgebrannt. Durch eine verschiedenartige Zusammenfassung der Länge und der stärkeren oder schwächeren Harzreihung lassen sich verschiedene Farbenschatierungen herstellen, vom leichten schillernden Gelbbraun bis zum tiefen Rotbraun.

Eine Eigentümlichkeit der Tongefäße, die deutlich die Herkunft der melanesischen Töpferei von der Storb-flechterei beweist, zeigt sich darin, daß die Anbringung von seitlichen Henkeln zur Zeit der Entdeckung der melanesischen Inselgruppen den Eingeborenen ganz

unbekannt war. Entweder ließ man die Töpfe, Schalen und Krüge ganz ohne Henkel oder man brachte diese oben über der Mündung in gewölbter Form an — in Nachahmung der aus Stricken oder Rohr hergestellten Henkel über den aus Flechtmaterial, Klirbts- oder Kokosnussschalen angefertigten Gefäßen. Abgesehen von dieser Eigentümlichkeit, findet man jedoch unter den Erzeugnissen der Töpferei die mannigfaltigsten Formen: Schüsseln und Schalen in Kapsel-, runde und ovale bauchige Schüsseln, runde bauchige Töpfe mit und ohne Halsansatz, oben fast völlig geschlossene Gefäße in der Form des Flaschens-fürbis oder unserer Wasserkaraffen usw.

Von gleicher Kunstfertigkeit zeugen die Bast-Kleiderstoffe, deren Herstellung früher, vor der Einführung englischer Katunstoffe, zu den wichtigsten Obliegenheiten der Frauen auf den östlichen Inselgruppen gehörte; da die Weberei in ganz Melanesien unbekannt war — vielleicht, weil es an Tieren fehlt, deren Wolle oder Haar sich zu Spinnstoffen verarbeiten läßt. Am häufigsten nimmt man zur Zeugbereitung den Bast des Papiermanulbeerbaumes und verschiedener Feigenbaum-(Ficus-)Arten. Mit einer Mäusel oder einem scharfen Steinmesser wird über der Wurzel die Rinde des Baumes, dem man seinen Bast nehmen will, kreisförmig eingeschält, dann der Baum abgebrochen und, nachdem er halbe



### Leute von Neu-Irland auf dem Kriegspfad.

(Aus: Dr. R. Lampert „Die Völker der Erde.“ Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt.)

alten irdenen Gefäße sind nicht einheimischen Ursprungs, sondern — früher — aus Ost-Melanesien, vornehmlich von den Viti-Inseln her auf dem Handelswege eingeführt worden.

Entstanden ist die melanesische Töpferei dadurch, daß man die geflochtenen Gefäße, um sie dicht zu machen, mit Lehm umhüllte. Wahrscheinlich hat man zuerst nur die Fugen mit Ton ausgeschmert, später aber das ganze Gefäß mit einer Tonkruste umgeben und dieses dann an der Sonne oder, um eine intensivere Trocknung zu erreichen, am Feuer getrocknet. So kam man zu der Kunst des Brennens und versuchte dann, nachdem man erkannt hatte, daß das innere geflochtene Gerüst entbehrlich sei, die Gefäße aus freier Hand zu formen.

Zur Anwendung der Töpferschleife ist man nirgends in der melanesischen Inselwelt gelangt; alle Tongefäße sind frei mit der Hand geformt unter Zuhilfenahme glatter, abgeschliffener Steine und einer einfachen Holzspachtel. Meist wird in folgender Weise verfahren: Nachdem der Ton gut durchgeknetet ist, werden aus ihm dünne, lange Würste gerollt, dann wird eine Kugel geformt, nachgeklopft und daraus ein meist ziemlich hohler Topfboden hergestellt. Man nimmt die Melanesierin eine der langen Würste zur Hand, drückt das eine Ende sorgfältig am Rande des

trocken geworden, von ihm die Rinde mit dem Bast abgeschält. Darauf wird letzterer sorgfältig gereinigt, maceriert und mit Holzschlägeln Brett geflochten. Der auf diese Weise gewonnene Baststoff ist außerordentlich leicht, porös und für das heiße Klima weit besser geeignet, als der billige, die Ausblutung des Körpers hindernde Kattun.

Das Zusammennähen solcher Stoffe verstehen die melanesischen Frauen nicht. Diese Kunst ist ihnen, so einfach sie uns dünken mag, unbekannt. Sollen mehrere Stoffstücke mit einander verbunden werden, so werden die Ränder mit spitzen Muschelschalen scharf beschliffen, mit einem Klebstoff bestrichen, aufeinander gelegt und mit dem Holzschlägel getropft. Teils werden die Baststoffe roh, d. h. mit

einen Schritt weiter haben, vielleicht in Nachahmung des tonganischen Verfahrens, die Viti-Inulaner gemacht. Sie schnitten das Muster direkt auf die Holzform, stellen sich also eine Art Holzmatrize her, bestreichen deren Relief mit Farbe und pressen sie auf den Baststoff. Das Verfahren entspricht genau dem des alten Tapetendrucks, nur daß der Druckstich mit der durch einen Hebel bewegten Presse fehlt und die Vitaner noch nicht darauf gekommen sind, durch Herstellung aneinander passender und sich in ihren Mustern ergänzender Matrizen mehrfarbige „Drucke“ machen zu können.

Das eigentliche Bedrucken der Stoffe gehört zum Arbeitsressort der Frau, die Herstellung der Holzmatrizen, Holzblöcke usw. aber zum Ressort des

Legende himmlische Rosen in das irdische Leben flücht, so darf daraus nicht gefolgert werden, daß der Mann auf jenen Entwicklungsstufen dem Weib geistig nachstand. Er ist der Erfinder der Schifffahrt und der Werkzeuge, auf deren Grundlage sich unsere ganze Technik entwickelt hat.

Als Holz- und Steinarbeiter, besonders aber in der Herstellung von Waffen- und Jagdgeräten, sind die Melanesier den Polynesiern entschieden überlegen: ein Vorzug, der sich wohl daraus erklärt, daß die Melanesier weit kriegerischer sind als ihre polynesischen Nachbarn (ausgenommen die alten Maoris Neu-Seelands) und es ferner auf den polynesischen Inseln an jagdbaren Vierfüßlern mangelt. Bogen und Pfeil fehlen denn auch meist



### Segelkanu mit Ausleger.

(Beim Landen bringen die Leute, sich gegenseitig helfend, ihre Fahrzeuge auf das Trockene. Die Ausleger (rechts an dem vorderen Kanu zu sehen) verhindern das Umkippen des sonst sehr schmalen Fahrzeugs und ermöglichen so die Fahrt selbst bei stürmischer See.)

gefärbt getragen, teils gefärbt oder bedruckt. Die älteste Art der Verzierung bestand darin, daß man mit einem weichen in Farbe getauchten Holzstift an einer Leiste entlang auf dem Baststoff farbige Linien zog und dann mit freier Hand durch Hinzufügung kleiner Querlinien usw. das Muster ergänzte. Von diesem Verfahren ist man jedoch bereits vielfach zu einer Art Schablonierung gelangt. Das Muster wird nämlich auf ein etwa zwei Fuß langes, anderthalb Fuß breites Baststück in hohem Relief mit Kotosfasern aufgestrichen, dann dieses Baststück über eine halbzyklindrische Holzform gespannt, der Stoff, der bedruckt werden soll, straff darüber gelegt und mit einem an der unteren Seite mit Farbe beschmiereten Holzblock auf dem Bast in der Richtung des Musters sorgfältig entlang gestrichen. Die Folge ist, daß auf dem Baststoff die Reliefstelle des Musters in deutlichem Abdruck erscheinen. Noch

Mannes, wie denn überhaupt alle Holzarbeiten vom Mann verrichtet werden, auch die Anfertigung der von den Frauen im Haushalt benutzten, hölzernen Gefäße. Schon bei den Jäger- und Fischervölkern finden wir die Anfänge dieser Arbeitsteilung. Der Mann verfertigt selbst seine Waffen und Steingeräte wie sein Einbaumboot. So wird er zum Zimmerer und Steinschleifer, und wenn dann später auf höherer Entwicklungsstufe der Hausbau und die Anfertigung hölzerner Hausgeräte steigende Bedeutung erlangen, übernimmt er als zu seinem Arbeitsbereich gehörend auch diese Arbeiten. Diese Tätigkeit aber erfordert Werkzeuge und führt nach und nach zur Erfindung von Steinhämmern, -Beilen und -Hacken, Messern mit Stein- und Muschelschlingen, Pirriemen, Meißeln, Bohrern usw. Wenn demnach die Erfindung des Ackerbaues, der Flecht- und Töpferkunst dem schönen Geschlecht zu danken ist, das nach einer ungetrübten

in Polynesien, und dort, wo sie eingeführt sind, wie z. B. auf den Freundschaftsinseln, haben sie keine Bedeutung erlangt und dienen gewöhnlich nur zum Vogelschießen. Deshalb sind auch die polynesischen Bögen leichter und schwächer, während die Bögen der Salomonier meist bis sechs Fuß lang und in der Mitte eineinhalb bis zwei Zoll dick sind. Am liebsten nimmt der Eingeborene des Salomon-Archipels zu seinem Bogen Palmholz und umwickelt die Stellen, wo dieser beim Spannen am leichtesten bricht, mit Strängen aus Kotosfasern. Die Sehne wird gleichfalls aus Kotosfasern oder aus Rotang hergestellt, die Pfeile aus Rohrstäben, an deren Spitzen man kleine geschärfte Steine oder Hochengräten einsetzt und dann durch Umschnüren mit dem Rohrende fest verbindet. Auch Pfeile mit Widerhaken sind vielfach gebräuchlich, wie man denn überhaupt unter den Bögen und Pfeilen die

mannigfaltigsten Formen flücht, da jeder bei der Ausfertigung mehr oder weniger nach seinem Gutdünken verfährt. Ebenso führen die Bewohner der Viti-Inseln, der Neu-Hebriden, der Santa Cruz-Gruppe und des größeren Teil des Bismarck-Archipels Pfeil und Bogen; dagegen werden sie von den Neu-Mecklenburgern gar nicht und von den Neu-Kaledoniern nur wenig benutzt. Ihre Stelle vertritt hier die auch im übrigen Teil der melanesischen Inselwelt nicht unbekante Steinschleuder, in deren Handhabung vornehmlich die Neu-Kaledonier eine große Gewandtheit besitzen.

Außer Bogen und Pfeil finden wir bei den Melanesiern als Hauptwaffe den großen, gewöhnlich über sieben, acht Fuß langen, hin und wieder reichgeschmückten und mit Perlmuttereinslagen verzierten Stoßspeer, häufig an beiden Enden mit Stein- oder Knochenspitzen und mit Widerhaken versehen, kleinere nach demselben Muster gearbeitete Wurfspeere, bolch-artige Stein- und Knochenmesser und als gefährlichste Waffe im Nahkampf die große Schlagkeule, auf die der Melanesier einen sehr hohen Wert legt und daher oft mit bunten Schnitzereien verziert. Am häufigsten ist vielleicht die Hunderform, doch auch die runde am Kopfende einen dicken Knoten oder einen Vogelkopf mit starkem, spitzen Schnabel bildende Keule (sogenannte Vogelkopfschlagkeule) wird viel gebraucht. Seltener ist die am Kopfende zackig ausgeschüttene, hin und wieder mit spitzen Steinen besetzte, morgensternartige Keule. Eine ganz eigenartige Form haben die schweren Nephritkeulen der Neu-Kaledoniens, die aus einem starken mit Kokos- oder Baststrängen umwickelten Schaft bestehen, an dessen oberem Ende eine etwa einen Fuß im Durchmesser haltende runde, Nephritscheibe befestigt ist, die in der Mitte eine Dicke von einem bis zwei Zoll hat, nach dem Rande zu aber scharf abgeschliffen ist. Ein Schlag auf den Kopf mit diesem gefährlichen Mordinstrument spaltet unfehlbar den Schädel.

Fast höher noch als die Waffentechnik steht der Bootbau bei den Melanesiern. Sie sind größtenteils tüchtige Seefahrer, die in ihren Kanus tagelange Fahrten unternehmen. Am weitesten zurückgeblieben ist die Schiffszimmerei bei den Neu-Pommern und Neu-Mecklenburgern, die in dieser Hinsicht sogar den Papuanstämmen der Nordostküste Neu-Guineas, des heutigen Kaiser Wilhelmlandes, nachsehen. Sie kannten vor der Ankunft der Weißen nur das aus ausgehöhlten Baumstämmen hergestellte, weinige Personen fassende Einbaum-Hunderboot; das Segeln haben sie erst von den Europäern gelernt. Die Bewohner der nordwestlich von Neu-Mecklenburg gelegenen Admiraltätsinseln bauen dagegen schon seit Jahrhunderten große, schmale, manchmal an zwanzig Personen fassende Segelboote. Und noch weiter hat es in dieser Kunst die jetzt aussterbende Bevölkerung der nahegelegenen Hermit- oder Eremiten-Inseln gebracht. Ihre großen, nur zwei, drei Fuß breiten, aber vierzig, fünfzig Fuß langen Kriegskanus fordern, wenn man die Unzulänglichkeit ihrer Werkzeuge in Betracht zieht, zu höchster Bewunderung heraus. Der nach unten etwas abgeschrägte, aber keineswegs fieselig sich zuspitzende Bootboden ist als Ganzes aus einem mächtigen Baumstamm herausgehauen und läuft vorn und hinten in hochgeschwungene, mit Schnitzereien bedeckte Steven aus. Auf diesem Boden ist, ähnlich wie bei unseren leichten Booten, ein schwaches, inneres Holzgerippe befestigt, das an jeder der beiden Außenseiten mit zwei Längen, vom Vorder- bis zum Hintersteven reichenden, etwa einen bis anderthalb Fuß breiten, dünnen Brettern umkleidet ist. Um das Umschlagen zu verhindern, ist an der rechten Seite ein großer, durch Laufbretter mit dem Boot verbundener Ausleger angebracht, auf dem drei, vier Personen Platz haben. Als Steuer dient ein mächtiges Ruder, das am hinteren Steven in einer starken Röhre steckt und vom letzten Insassen des Bootes, dem Kommandeur, dirigiert wird. Im ganzen enthält ein derartiges Kriegskanus sechzehn bis zwanzig Ruderer; an jeder Seite acht bis zehn, außerdem aber gewöhnlich

zwei ungefähr dreißig Fuß hohe Masten mit großen, geflochtenen Mattensegeln.

Da den Bewohnern der Eremiten-Inseln, wie allen übrigen Melanesiern, vor der Ankunft europäischer Händler alle Metallwerkzeuge: Sägen, Nägel usw., unbekannt waren, vermochten sie die zum Bootbau verwandten dünnen Bretter nur dadurch zu erhalten, daß sie sie — eine ungeheure Arbeitsleistung — mit ihren rohen Steinbeilen aus den gefällten Baumstämmen herausheben und dann durch Schaben mit Muscheln und spitzen Steinen verblühten und glätteten. Das Zusammenlagern der Bretter aber ist von ihnen durch ein Zusammenschneiden ersetzt, indem sie an den Rändern der Bretter entlang Löcher einbohrten, durch diese dünne Stricke zogen und dann die Bretter fest zusammenschneideten, wie man bei uns Schuhe zusammenschneidet. Auf dieselbe Art sind die Bretter an dem inneren Bootsgertypen befestigt. Mit einem aus Harz hergestellten dauerhaften Kitt wurden darauf die Fugen, Ausfallstellen und Löcher dicht ausgeschmirt und schließlich die Außenseiten mit weißer, roter und gelber Farbe bemalt.

In ähnlicher Weise sind auch die großen, oft mit geradezu künstlerisch ausgeführten Schnitzereien verzierten Kriegskanus der Vitianer und Salomonier hergestellt, doch ist ihr Typ ein wesentlich anderer. Die Boote sind nicht so lang, aber dafür breiter und geräumiger. In ihrer Form kommen sie großen, venezianischen Gondeln am nächsten. Da infolge der größeren Breite ein Umschlagen der Boote nicht so leicht zu beschränken ist, fehlt meist, bei den auf den Salomon-Inseln gebauten Kanus fast immer, der Ausleger. Der Bau eines solchen Bootes erfordert eine jahrelange Arbeit mehrerer Männer; sein Wert ist deshalb in den Augen der Eingeborenen ein sehr bedeutender. Nur die Häuptlinge, die reicheren Kriegsgenossenschaften und Familien besitzen derartige Fahrzeuge.

Im Gegensatz zu der Sorgfalt, welche die Melanesier auf die Herstellung ihrer Seefahrzeuge verwenden, steht die Nachlässigkeit, mit der sie ihre Hütten bauen. Selbst die großen und besser gebauten Hütten der Salomon- und Viti-Inulaner sind meist nur aus rohen in die Erde gesteckten Holzpfählen und Bambusstäben errichtet und mit Gras, Kokos- und Pandanusblättern bedeckt. Die Zwischenräume zwischen den Holzpfählen werden mit Dinsen ausgeflochten oder auch nur roh mit Gras und Pandanusblättern ausgepölkert. Im Innern wird der Fußboden geglättet und dann mit groben, dicken Matten belegt, wenigstens bei den Reichen. Auch die Abtrennung der einzelnen Räume voneinander erfolgt durch solche Matten. Noch roher sind die meist nur 12 bis 15 Fuß langen Hütten der Neu-Pommern und Neu-Mecklenburger sowie die kleinen bienenkorbförmigen Bauten der Neu-Kaledonier.

Ebenso wenig haben die Pfahlbauten der Klüftenbevölkerung der Admiraltätsinseln, der Mauns, Anspruch darauf, als hervorragende Leistungen zu gelten.

In Anbetracht des milden, warmen Klimas erscheint es den Melanesiern überflüssig, auf den Hüttenbau große Mühe zu verwenden. Wenn seine Hütte dem Wind und Wetter standhält, wenn sie vor allem zur Regenzeit der Feuchtigkeit widersteht, dann genügt sie vollständig seinen Ansprüchen. Zudem wird sie ja meist nur als Schlaf- oder allenfalls noch als Arbeitsraum für die Weiber benutzt; der Mann schläft bei manchen melanesischen Stämmen selbst des Nachts nur selten darin, sondern zieht den Aufenthalt im Versammlungs- oder Klubhaus unter seinen Jagd- und Kriegskumpen vor. Daß es nicht Unvermögen ist, das den Melanesier bei seinem primitiven Hüttenbau beharren läßt, zeigen die ungleich reicher ausgestatteten, geräumigeren Häuptlings- und Versammlungshäuser, deren Pfosten und Dachgebälk oft geschmückt und bunt bemalt sind.

Die gewerblichen Leistungen der Melanesier erscheinen um so beträchtlicher, je näher man sich die Werkzeuge betrachtet, mit denen sie vollbracht sind. Wie schon vorher erwähnt worden ist, waren den Stämmen Melanesiens vor der Ankunft der Weißen alle Metallwerkzeuge unbekannt; sie befanden

sich noch alle im sogenannten „Steinzeitalter“, wozu auch nicht mehr im „paläolithischen“, sondern im „neolithischen“, d. h. sie verstanden bereits von ihnen als Hammerköpfe, Beil- und Messerklingen benutzte Steine abzuschleifen und zuzuspitzen. Wichtigsten ihrer Werkzeuge sind: Hammerköpfe, Beil, Messer, Steinmeißel, Pfeilspitzen, Bohrer. Die Rlingen und Spizen dieser Instrumente bestehen meist aus einem harten Stein (häufig Nephrit oder Obsidian) oder auch aus Knochen, Muschelschalen und Gräten, die Schäfte aus Holz. Obwohl die Melanesier seit langem den Gebrauch des Steinmeißels kennen, sind sie doch nirgends dazu übergegangen, in die Beilspitzen oder Hammerköpfe die Löcher zu meißeln und in diese die Schäfte hineinzustechen. Die Befestigung der Rlingen am Schaft geschieht meist in der Weise, daß man in ihn eine tiefe Kerbe einschneidet oder ihn am oberen Ende spaltet, in diese Kerbe oder Spalte die Steinrinne hineinzwingt und dann diese mit dem Schaft ein festes Umschuliren verbindet, natürlich so, daß die Schneide frei bleibt. Zu der Herstellung von Hämmern aber sucht man sich im Walde gabelförmige Nester aus und schneidet diese derart zu, daß die eine Schenkel zwei, drei Fuß lang bleibt, der andere hingegen nur vier bis sechs Zoll. Daraus wird der kleinere Schenkel flach geschulten oder die Länge nach bis zur Hälfte abgesplittert und in dem meist ebenfalls am oberen Teil abgeplatteten steinernen Hammerkopf durch Umschuliren verbunden.

Dem Fortschritt auf hausgewerblichem Gebiet entspricht die Bedeutung des Handelsverkehrs, der sich außer auf Landbauernzeugnisse und getrocknete Fische auf fast alle Artikel der Hausindustrie: Töpfer- und Holzwaren, Matten, Bastzeuge, Schmuckgegenstände, Waffen, Kanus usw. erstreckt, und zwar in den meisten Gegenden der Handel mit gewerblichen Gegenständen der wichtigste; denn die notwendigen Nahrungsmittel erzeugt gewöhnlich jede Familie selbst und deckt nur vorübergehende Ausfälle oder kauft Produkte, die im eigenen Bezirk die Natur nicht bietet. Nicht selten wird sogar die Töpferei und Mattenflechterei geradezu manufakturmäßig betrieben, indem die reichen Häuptlinge und Familienoberhäupter, die manchmal dreißig, vierzig und noch mehr Weiber haben, einen Teil ihrer Frauen fast ausschließlich in dem einen oder anderen dieser beiden Gewerbegebiete beschäftigen und die gewonnenen Produkte auf den Märkten, die in einzelnen Gegenden zu bestimmten Zeiten stattfinden, zum Verkauf bringen. Meist ist der Handel denn auch über den einfachen Tauschverkehr, d. h. den Austausch einer Ware gegen die andere, längst hinausgegangen. Der Melanesier verkauft sein Produkt gegen einheimisches, aus aufgereihten Muscheln oder Zähnen bestehendes Geld und kauft mit diesem wieder was er braucht. Sogar das Geldverleihen und Zinsnehmen kennen wir in den meisten Teilen Melanesiens verbreitet und auf Florida und der Nordostküste Guadalupe (zwei Inseln des Salomon-Archipels) gibt es gar schon öffentliche Schulden- und Zinsentreiber.

Die Folge ist eine Habgierigkeit und Gier nach Geld, die alles Maß übersteigt. Für Geld ist den Eingeborenen alles feil. Was H. Schnee in seinen „Bildern aus der Südsee“ von den Bewohnern des Bismarck-Archipels sagt, das gilt in gleichem, wenn nicht noch stärkerem Maße von den übrigen Melanesiern: „Mit Tabu (Muschelgeld) kann der Eingeborene alles erlangen, was sein Herz begehrt: Nahrungsmittel, Waffen, Geräte, Weiber. Er kann Hilfe im Kampfe und selbst Mordmörder, um sich seiner Feinde zu entledigen, damit erkaufen. Wer Tabu hat, ist nicht nur bei Lebzeiten ein großer, angesehener Mann; sogar für das Leben nach dem Tode ist es wesentlich, viel Muschelgeld besessen zu haben. . . Die Seele eines Mannes kann nie nach den Vergnügungspätzen der Geister der Verstorbenen gelangen, während die Seele eines „Aviana“, eines reichen Mannes, nach seinem Tode in Gestalt einer Sternschuppe dorthin fliegen kann. So ist der Arme nicht nur im Leben eine Mühsal unter seinen Stammesgenossen, sondern ihn erwartet auch nach dem Tode ein freudenleeres Dasein.“

## Mutter Schulzen.

Eine Dorfgeschichte von Ewald Gerhard Seeliger.

So arg wie die Hefe im Pfefferkuchenhäuschen sah sie nicht aus. Klein von Statur, den Rücken gekrümmt, die Augen rotgerändert, zwei Warzen im Gesicht, die eine unterhalb des rechten Mundwinkels, die andere mitten auf der Stirn, diese in schwarzen, jene in grauen Härlein ausstrahlend, die braune, lederartige Haut voller Mite und Muzeln, wie ein Gletscher, der über ein paar Fingel kriecht, die hakenförmige Nase scharf nach unten gezogen; das gab ein Bild, weder verlockend noch anziehend. Wer aber besser zusah und tiefer schaute, mußte bald einsehen, daß Mutter Schulzen gar nicht anders aussehen konnte. Um diese körperlichen Eigenheiten schloß sich ihre Kleidung als wirblicher Rahmen. Der glockenförmige Rock hatte längst die erste Inbelseler hinter sich, Flicken von den abenteuerlichsten Farben und Formen saß an Flicken; hing er des Abends zum Trocknen am Ofen, sah er aus, wie eine Wandkarte vom alten Deutschland. Auf der Schürze überwog der Flächeninhalt der Bänder den des noch vorhandenen Stoffes fast immer um die Hälfte. Die formlose Sacke, die ihr um den schwächlichen Leib schlotterte, verriet nur aus einer ganz bestimmten Entfernung und unter einem ganz bestimmten Beobachtungswinkel einen leisen Schimmer des gelbgrünen, quadratischen Musters, das in vergangenen Tagen ihr Stolz gewesen war. Mutter Schulzens Lederhose kamen nur bei sehr feierlichen Gelegenheiten ans Tageslicht. In der Stube schlich sie auf Strümpfen, deren Bänder sie mit groben Leinwandstücken zupflückte; auf der Schwelle aber standen stets ein Paar gewichtige Holzstapfen, mit denen sie im Stubstall und im Freien herumphantasie. Das Wertvollste aber war ihr wollenes Kopftuch. Das freundliche Hellblau seiner Jugend hatte sich allmählich in ein schmutziges Aschgrau verwandelt. Kein Mensch hatte es jemals anderswo als auf Mutter Schulzens Kopf gesehen. Nicht an die niedrige Stirn schloß es sich, fiel mit langem Zipfel bis auf den Rücken und wurde unter dem spitzen Kinn zusammengehalten durch einen starken Knoten, dessen beide Enden ihr wehmützig auf die Busengegend zu haunelten.

An diesem Kopftuch zupfte die Mergler der Dörfler schon jahrelang herum, doch es wich nicht von seinem Plaze. Daß Mutter Schulzen damit zu Bett ging, stand historisch fest. Aber den Grund dafür, daß sie an schrecklichem Ohreissen litt, wollte ihr niemand glauben. Die schöne Nachrede, daß Mutter Schulzen einen Kahlkopf hätte, wurde bald darauf durch einige grauweiße Haarschwänzchen, die unter dem Tuschzipfel hervorlugelten, als elende Verleumdung gebrandmarkt. Dann wurde der Verdacht laut, sie wolle ihren Stamm schonen, was immerhin möglich schien, denn Mutter Schulzen liebte die Sparsamkeit so sehr, wie sie die übertriebene Keuschheit verabscheute. Als sich mit den Jahren die Anzeichen mehrten, daß Mutter Schulzen geizig sei, da bante man auf das unschuldige Kopftuchlein die kühnsten Behauptungen. Eine ihrer Gevatterinnen, die sich mit ihr entzweit hatte, war sogar bombastisch davon überzeugt, daß Mutter Schulzen jeden Sonntag Morgen die Federchen, die sich die Woche über in dem geheimnisvollen Tüchlein gefangen hatten, sorgsam zusammenlas und einzeln ins Kopftuch wieder hineinförderte, aus dem sie entschlüpft waren.

Mutter Schulzen kümmerte sich nicht um das Gelede. In ihr eigenes Leben ließ sie sich von niemand hineinzwängen. Sie arbeitete und schustete Woche ein und Woche aus, Winter und Sommer mit gleicher Ausdauer und Mäßigkeit. Trotz ihres Alters waren ihre Bewegungen rasch und zufahrend, manchmal hatten sie geradezu etwas Mattenhaftes an sich. Darin unterschied sie sich von der behaglichen und schwerfälligen Art ihrer Nachbarn. In ihrer unermüdbaren Betriebsamkeit und Betätigungswut lebte sich ihr unruhiges Bienenblut aus, mit

dem sie einer ihrer Vorfahren, ein dunkler Ehrenmann, beglückt hatte, und das sich schon in der merkwürdigen Form ihres Gesichts, besonders ihrer Nase anmeldete.

Verbittert vom Leben und verschlossen, vermochte sie nur nach zwei Seiten hin ihre Gefühle zum Ausdruck zu bringen. Wurde sie gereizt, dann zog sie alle Schleißen ihrer Veredelsamkeit, und wie ein Wolkensbruch schlug's über den Unglücklichen zusammen, der ihr gerade in den Wurf kam. Bedauerte sie jemand, dann ergoß sich ein Strom zustimmender Wehklagen durch das Klängegehege ihrer Zähne. War sie allein, so konnte sie stundenlang murmelnd und brummend vor sich hin schelten.

Auch sie hatte auch wirklich genügend Grund für ihre Wehklagen.

Jeden Groschen, den sie auf die hohe Kante legte, nahm „Fernand“, ihr Mann und Vater ihres einzigen Jungen, von dort herunter und wechselte ihn in der Schenke gegen „Korn mit Rum“ ein. Fernand war ein nachgiebiger Mensch, nur in diesem einen Punkte war er widerspenstig und hartnäckig. Er mußte trinken, weil er sich in der Mischelheit die Welt nicht zusammenreimen konnte. Im Rausch gelang es ihm bis auf seine Frau, die wollte auch dort hinhin nicht passen. Deshalb trank er auch manchmal bis zur Besinnungslosigkeit. Ohne die Flasche wäre er ein musterhafter Staatsbürger und Familienvater gewesen, denn vor der Arbeit hatte er sich noch nie gekümmert.

Mutter Schulzen sah sich eine Weile an, dann schritt sie mit gewohnter Energie dagegen ein. Fernand, den das Feuerwasser immer sehr weichmützig und flegelhaft stimmte, mußte sich in der nahegelegenen Stadt in einer Fabrik Arbeit suchen. Da er nur Nachtschlaf bekam, verschloß er den Tag und trat seiner Frau nicht mehr unter die Augen. Sein Bild von der Welt wurde dadurch bedeutend geklärt. Er verdiente mehr Geld. Auch vermittelte ihm die neue Umgebung immer wieder neue und tiefere Widersprüche des Lebens, die er durch eingehendere Versenkung in die Flasche zu ergründen strebte. Hatte er einmal eine freie Nacht, so verschloß er sie nicht, um nicht aus der Ordnung zu kommen, sondern beschäftigte sich bis zum Morgen mit seinen geistigen Problemen. Er verlor die Haare, wurde schnell alt, setzte Fett an und fand die Harmonie der Welt in einem leichten Tod.

\* \* \*

Mutter Schulzen weinte nicht, die Trennungsschmerzen hatte sie schon vor Jahren überwunden, sondern wirtschaftete mit Fleiß und Emsigkeit weiter in Stall und Garten und Feld. Sie blieb mit ihrem Gottlieb allein, der sich bei seines Vaters Begräbnis die erste Hofe zerrissen hatte. Mit seiner immer feuchten Stumpf Nase und zwei wasserblauen Augenlein beschaute er sich frühlich die Welt, mit deren Ergreifung sich sein Vater ein ganzes Leben lang geplagt hatte. Konnte Fernand, der Vater, immer trinken, konnte Gottlieb, der Sohn, immerfort essen, und bei Mutter Schulzens sehr sparsamer Haushaltung gedieh sein Appetit immer prächtiger. Bald lernte er über Bäume und Wälder klettern, wobei er seine zweite Hofe zerriß. Dafür bekam er zum Abendbrot nur eine hölzerne Bohnenstange zu schmecken, die Mutter Schulzen als erstes und hauptsächlichstes Erziehungsmittel hinter dem Ofen handgerecht aufbewahrte. Gottlieb mußte barfuß wegen Hosenmangels drei Tage lang das Bett hüten, was seine Lanne nicht im geringsten beschädigte. Ein Ziegenbockfell von ansehnlicher Stärke und Widerstandsfähigkeit vertrat seitdem bei ihm die Stelle des Hosenbodens. Das hob seinen guten Mut außerordentlich. Damit zog er auch in die Schule ein und postierte seinen Platz auf das sauberste. Er lernte die ersten beiden Jahre mit Andacht.

Dann aber wendete sich seine Aufmerksamkeit Dingen zu, die nicht auf dem pädagogischen Lehrplan standen. Die Fleckenkunst und besonders das Einmalen fand er durchaus ungenießbar. Dafür kümmerte er sich gern auf dem großen, weiten Ager hinter dem Dorfe, war hinter allem Wetter her, was Fingel und Weine und Flossen hatte, und im Spiel der „Mitter und Mäuser“ steigerte sich sein und seiner Genossen Tatendrang zu Kampfszenen, die das ganze Dorf in Aufruhr brachten. Ohne ein Duzend blutiger Nasen und Ohren lief es selten ab.

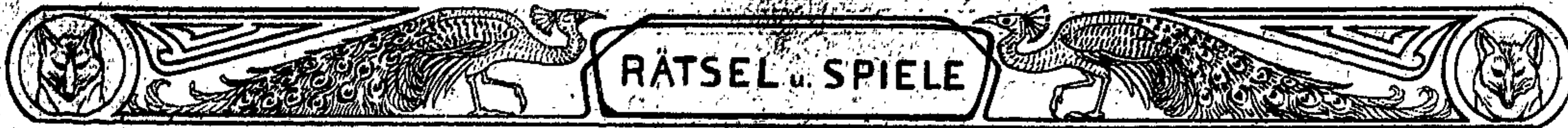
Mutter Schulzen spürte den Witterungsanschlag zeitig genug und legte zu der Bohnenstange hinter dem Ofen ein schlanke Reserverüstlein. Dann nahm sie sich ihren Gottlieb vor und wies ihm vielbedeutend die beiden Heilmittel. Aber so leicht bekehrte er sich nicht von dem, was er für Recht erachtete. Währenddessen trieb Mutter Schulzens Geiz immer sonderbarere Wüten. Aus allem und jedem suchte sie etwas herauszuschlagen, je mehr, desto besser. Steinen Faden, keine Nadel ließ sie liegen, und ihre Augen waren scharfsichtig trotz der immer entzündeten Lider. Jedes Stückchen Kohle, war es auch noch so winzig, hob sie auf und steckte es in die Tasche; jeden Zweig, war er auch noch so dünn und grün, schleppte sie heim und legte ihn auf den Fleißghausen unter der Dachtraufe. Ihre Gänseherde verdoppelte und verdreifachte sich in wenigen Jahren, bald stand eine zweite Kuh in der Stalle neben der ersten, im Hofe grunzten jetzt drei Schweine und im Verschlag daneben meckerten drei Ziegen. Sogar eine Klauchenheide legte sie an. Alles nur aus Geiz.

All das Vieh schrie von morgens bis abends nach Futter. Mutter Schulzen arbeitete, als hätte sie hundert Hände. Noch vor Sonnenaufgang war sie aus den Federn, melkte und brachte die Milch auf dem Handkarren nach der Stadt. Mit einem großen Faß Milchenabfällen war sie noch vormittags wieder daheim. Vermengt mit Schlempe, Treber und Häcksel gab das ein Futter, das zwar nicht immer empfehlenswert war, aber den Vorzug der Billigkeit hatte, und das gab bei Mutter Schulzen den Ausschlag. Die Gänse bekamen davon nichts ab, die jagte sie jeden Morgen hinaus auf den Ager, da mochten sie sehen, wie sie sich den Magen füllten. Mutter Schulzens Gänse waren deshalb auch die klügsten, listigsten und verschlagensten unter den geklügtesten Zweibeinern des ganzen Dorfes. Wohl zehnmal am Tage patroullierten sie die Dorfstraße auf und ab. Wehe, wenn sie die offenkundige Thür eines Gemüsegartens erspähten! Fangen ließen sie sich nicht; witterten sie die Bäuerin, so flogen sie mit einem schrillen Gigacl lustig über alle Bäume.

Auf diese Weise machte Mutter Schulzen sogar das Gemüße, das in anderer Leute Gärten wuchs, zu Geld. Auf immer neue Profitgedanken verfiel sie, nur durfte es nichts kosten. Schöpferischer Unternehmungsgeist war bei ihr nicht vorhanden; sie raffte die Thaler nur zusammen, um sie in den Strumpf zu versenken, den sie an sicherem Orte aufbewahrte. In ihrer Schlafkammer stand nämlich ein halbverfallener Kachelofen, in den eine kupferne Wasserblase eingemauert war. Dort verbarg sie ihren Schatz, der von Jahr zu Jahr länger wuchs und dicker schwoll.

Ihr Gottlieb aber zeigte für solches Tun nicht das geringste Verständnis. Er blühte sich nach keinem Kohlenstückchen, und ein Weidenzweig erschien ihm nur dann nützlich und des Aufhebens wert, wenn seine Rinde zu einer Flöte geeignet war. Mutter Schulzen erkannte in Gottliebs Gleichgültigkeit ganz richtig die ersten Anzeichen der lockeren, väterlichen Erbschaft. Aber wie oft und andauernd sie auch die Bohnenstange schwang, Gottlieb hing auch hierin mit Zähigkeit an seiner Ueberzeugung.

(Fortsetzung folgt.)



### \* Lügenmärchen. \*

(Ein altes deutsches Kinderlied.)

Ich will euch singen und will nicht lügen;  
ich sah drei gebratene Hühner fliegen,  
sie flogen also schnelle,  
sie hatten die Bäuche gen Himmel gekehrt,  
den Rücken nach der Hölle.

Ein Amboss und ein Mühlenstein,  
die schwammen zusammen über den Rhein,  
sie schwammen also leise.  
Da frass der Frosch einen glühenden Pflug  
zu Pfingsten auf dem Eise.

Es wollten drei Kerls einen Hasen fangen;  
sie kamen auf Krüchen und Stelzen gegangen;  
der eine konnt' nicht hören,  
der and're war blind, der dritte stumm,  
der vierte konnt' sich nicht rühren.

Nun will ich euch singen, wie es geschah:  
der Blinde zuerst den Hasen sah  
im Feld geschwind hertraben.  
Der Stumme rief dem Lahmen zu,  
da fasst ihn der beim Kragen.

Es segelten etliche über Land,  
die Segel hatten sie in den Wind gespannt,  
und segelten auf den Feldern.  
Sie segelten auf einen hohen Berg;  
da ertranken sie in den Wäldern.

Es ging ein Krebs auf die Hasenjagd:  
die Wahrheit kommt heraus mit Macht  
und bleibt nicht lang verschwiegen.  
Es lag eine Kuhhaut auf dem Dach,  
die war da hinaufgestiegen.

Hiermit will ich mein Lied beschliessen,  
sollt' es die Leute gleich verdrriessen,  
und will nicht länger lügen,  
in meinem Land sind die Fliegen so gross,  
als hiezuland die Ziegen.

**Neckerleien in freier Natur.** Eine besondere Anziehungskraft auf Kinder übt unter den Pflanzen die Klette aus, mit ihren sanft stacheligen Früchten, die überall hängen bleiben, wo man sie hinlegt oder hinwirft. Kinder haben kleine Neckerleien und unschuldige Späße sehr gern und so macht es ihnen viel Vergnügen, die Kletten einander gegenseitig anzuhängen, womöglich so, daß der Betreffende, dessen Rücken dicht mit Kletten bedeckt ist, davon nichts weiß. Und die Kletten sitzen so fest, daß sie von allein nicht abfallen. Wo sie einmal hängen, da bleiben sie für immer sitzen, wenn man sie nicht absichtlich entfernt. Lustig wird das Spiel, wenn viel Kinder beisammen sind und sie sich mit Kletten förmlich bombardieren. Das ist ein Hin- und Herjagen, um den durch die Luft fliegenden Kletten auszuweichen und die zur Erde gefallen sich anzueignen. Das ist ein munteres, neckisches Spiel, das selbst Erwachsene eine Zeit lang beschäftigen kann. In Paris bewerfen die Leute am Mittelfest einander mit kleinen, runden Papierstreifen, „Confetti“ genannt. Die Neckerlei würde bedeutend unterhaltender sein, wenn die Scheibchen nach Klettenart an dem Bemworfenen hängen bleiben würden. Bei dem Spiel mit den Kletten ist noch das Gute, daß diese Früchte so weich sind, daß jede Gefahr der Verletzung ausgeschlossen ist. Jungen werfen nun einmal gern, die kleinen, munteren Arme wollen eine Beschäftigung haben, die sie stark und kernig macht. Da sind die Kletten unschuldigerer Wurfgeschosse als Steine, Holzstücke, selbst Kastanien. Nur für die Mädchen ist es keine leichte Arbeit, eine Klette, die ihnen ins lange Haar geflogen und sich in ihnen gänzlich eingehakt hat, daraus wieder zu entfernen. Weniger geschmackvoll sind die Neckerleien mit Wattefasern und anderen Insekten, die jemandem, ohne daß er es weiß, an den Rücken gesetzt werden. Die Tiere laufen nach oben und gelangen schließlich an den Hals, wo sie ein wenig angenehmes Krabbeln mit ihren hakigen Füßen verursachen. Manche Kinder sind sehr empfindlich gegen diese Art Berührung mit Insekten, denen sie außerdem einen Ekel und eine gewisse Furcht entgegenbringen. Mag diese Empfindlichkeit unberechtigt sein und bei Be-

lehrung sich abgewöhnen lassen, so ist die erwähnte Neckerlei doch wenig geeignet, das instinktive Grauen vor niederen Tieren, das manchen Menschen eigen ist, zu beseitigen. Eine andere Art von neckischer Unterhaltung ist bei den Kindern in einigen Gegenden Sachsens gebräuchlich. Dort hält man jemandem eine gelbe, recht glänzende Blume unter die Nase an den Hals, und wenn sich das Gelb an dem Hals gut abspiegelt, so sagt man, er habe das Jahr über recht viel Butter gegessen, was dann scherzhaft so ausgelegt wird, als ob der Betreffende überhaupt ein großer Schlemmer sei. Je glänzender das Gelb der Blume ist und je heller der Sonnenschein am Tage ist, um so gelber wird gewöhnlich der Fleck unter der Kehle, in dem sich die Farbe der Blüte auf der Haut abspiegelt. An trübigen Tagen fällt die Butterprobe allerdings leicht negativ aus; an solchen Tagen kommt auch das wohlgenährteste Kind nicht in den Ruf, der Küche und dem Speiseschrank eine übergroße Zärtlichkeit entgegenzubringen. —

**Für Schmetterlingsammler.** Der Hochsommer ist die beste Zeit für den Schmetterlingsfang. Mit langgestielten Netzen oder sogenannten Scheren, die durch ihre eigentümliche Konstruktion sich besonders zum Einfangen fliegender Falter eignen, stellt man den farbenprächtigen, geflügelten Insekten nach. Soweit die Schmetterlingsjagd am Tage möglich ist — wenn es sich also um Tagfalter handelt — ist sie leicht auszuführen. Schwieriger stellt sich die Sache beim Einfangen der Nachtfalter. Will man einige schöne Exemplare von Nachtschmetterlingen seiner Sammlung beifügen, so tut man gut daran, diejenige Pflanze oder deren Teile, die von den lichtshenen Faltern mit Vorliebe aufgesucht werden, kurz vor Sonnenuntergang mit Honig oder mit einer Auflösung von Zucker in Bier zu bestreichen. Die Nachtschmetterlinge, angelockt von den also behandelten Pflanzenteilen, lassen sich dann nicht allzu schwer fangen. Ist der Falter gefangen, so gebietet es die erste Vorsicht, ihn so aus dem Fanggerät herauszuholen, daß seine Flügel in keiner Weise verletzt werden. Ein Tropfen Schwefeläther genügt, um das Tier zu betäuben. Drückt man ihm nun noch mit Daumen und Zeigefinger die Brust seitlich ein, so sind kleinere Tiere gewöhnlich sofort tot, größere müssen durch Schwefeläther oder ein anderes Gift, meistens Nikotin, erst tollends getötet werden. Dem toten Tiere wird dann eine dünne Nadel (Insektennadel) durch die Brust gestochen, mittels welcher es an der Vertiefung des Spannbrettes befestigt wird. Dieses Spannbrett besteht aus zwei glattgehobelten etwa 8 Millimeter starken Leisten aus weichem Holz. Sie werden zusammengehalten durch eine darunter geleimte Leiste, und zwar so, daß sie in einer Entfernung von einem Centimeter einander parallel laufen. Auf dieses Spannbrett wird der tote Schmetterling derartig befestigt, daß sein Leib in die Vertiefung der beiden Parallelleisten zu liegen kommt. Nun werden die Flügel des aufgespannten Tieres mittels einer Pinzette derartig auseinandergebreitet, daß ihre Form und Farbenpracht gut zur Geltung kommen. Man hat dabei zu beachten, daß der untere Rand der beiden Vorderflügel in eine gerade, zur Längsrichtung des Spannbrettes wagerechte Linie fallen muß; die Hinterflügel sind dementsprechend vorzuziehen. Jetzt legt man vorsichtig dünne Papierstreifen (gewöhnlich zwei über jedes Flügelpaar) über die Flügel. Die Enden der Papierstreifen befestigt man am besten mit Nadeln auf dem Spannbrett. Diese Streifen dürfen erst entfernt werden, wenn die Flügel vollständig ausgetrocknet sind, was bei großen Faltern oft mehrere Tage dauert. Nun erst kann der Schmetterling das Spannbrett verlassen und in den Sammelkasten kommen, der aus gutem Holz gearbeitet sein und vor allen Dingen luftdicht schließen soll. Vorzuziehen sind Sammelkästen, wenn ihre Deckel mit Glas versehen sind. Den Boden des Kastens belegt man mit einer fingerdicken Korkplatte, die man an ihrer Oberfläche mit weichem Papier beklebt. Um Ungeziefer fernzuhalten, streue man hin und wieder ein wenig Naphthalin in die Kästen. Die Anordnung der gesammelten Tiere wird sich immer nach dem persönlichen Geschmack des Sammlers richten, doch wird man, schon der wissenschaftlichen Uebersichtlichkeit halber, gut daran tun, stets ein Männchen und ein Weibchen ein und derselben Art nebeneinander zu stellen, da, wie ja so häufig in der Tierwelt, auch bei den Schmetterlingen die beiden Geschlechter oft grundverschieden von einander aussehen. —

**Gewichtsverlust der Körper im Wasser.** Die Physik behauptet, daß ein Körper im Wasser weniger wiegt, als in der Luft. Sie erklärt dies dadurch, daß der Körper, der auf das unter ihm befindliche

Wasser einen gewissen Druck ausübt, von diesem Wasser selbst einen größeren Druck in der Richtung von unten nach oben erfährt, so daß als Differenz dieser beiden Drücke ein nach oben gerichteter Druck verbleibt, den man den Auftrieb nennt, und der das Mindergewicht des Körpers im Wasser zur Folge hat. Die Tatsache ist unumstößlich sicher, aber sie will Vielen nicht glaubhaft werden, weil diese nicht von der Vorstellung losmachen können, daß das Gewicht eines Körpers von diesem ebenso untreuebar und mit ihm unlöslich verbunden sei, wie ein der Stoff, aus dem er besteht. Diese Zweifel können nur durch ein Experiment widerlegt werden. Man verfährt dabei folgendermaßen. Einen Strohkörper von etwa einem halben Meter Länge fertigt man in jedem Maße und möglichst genau in der Mitte in wenig ein, so daß man an den Sterbstellen die Bindfäden befestigen kann. Nachdem man den Strohkörper an einem Ende des Strokes in der Sterbstelle festgeknapft hat, bindet man an ihm wenige Zentimeter unterhalb des Strokes eine kleine Düte an, in die man Sand hineinschüttet. In dem am anderen Ende des Strokes befindlichen Bindfaden befestigt man in ähnlicher Weise einen einigermaßen schweren Gegenstand, z. B. einen größeren Nagel. Der in der Mitte des Strokes befestigte Bindfaden dient als Handgriff. Indem man mit der einen Hand den ganzen Apparat an diesem Handgriff festhält, tut man mit der anderen Hand allmählich so viel Sand in die am einen Ende befindliche Düte, daß der Strohkörper der Wagebalken dieser primitiven Wage benutzt wird, wagerecht steht. Vorher hat man ein Gefäß bereitgestellt, das so tief und breit ist, daß der am Wagebalken befestigte eiserne Gegenstand bequem darin untergebracht werden kann, und dies Gefäß bis nahe an den Rand mit Wasser gefüllt. Nun bringt man die Wagevorrichtung an dies Gefäß, so daß der eiserne Gegenstand über dem Wasser hängt, und senkt die ganze Wage vorsichtig so, daß der eiserne Gegenstand sich schließlich im Wasser befindet; dann wird man sehen, daß der eben noch wagerecht stehende Strohkörper sich so schräg stellt, daß das Ende, an dem die mit Sand gefüllte Düte hängt, nach unten weist, das mit dem nun im Wasser befindlichen Eisenstück beschwerte Ende nach oben: ein deutlicher Beweis, daß das Eisenstück, das vorher mit der Sanddüte im Gleichgewicht war, leichter geworden ist. Nur derjenige Teil des Eisenstückes, der sich im Wasser befindet, hat einen Gewichtsverlust erlitten. Um das zu zeigen, senkt man die Vorrichtung zunächst nur so weit, daß etwa die Hälfte des Eisens im Wasser hängt; dann nimmt der Wagebalken eine gewisse Schiefstellung an, die Sanddüte hat also ein bestimmtes Uebergewicht erhalten; senkt man nun die Wage noch weiter, so daß das Eisen völlig von Wasser bedeckt ist, so stellt sich der Wagestock noch schiefere, als er eben stand, das Uebergewicht der Düte mit Sand ist also noch größer geworden — vorher erlitt nur die untere, im Wasser hängende Hälfte des Eisens eine Einbuße an Gewicht, jetzt, nach dem weiteren Senken, kommt zu diesem Gewichtsverlust der unteren Eisenhälfte noch die weitere, die das obere Ende des Eisens erfährt, das vorher oberhalb des Wasser, also in der Luft sich befand, nunmehr auch ins Wasser gegliedert ist.

### Quadrat-Rätsel.

a a a a e  
e g l n  
o o o o  
o p p r  
r i s t t

Aus diesen 25 Buchstaben bilde man fünf Wörter und stelle dieselben so untereinander, daß sie von oben nach unten und von links nach rechts gelesen, nachstehende Bedeutung haben:  
1. Ein Wort für Ruhe. 2. Eine Mufe. 3. Ein Wort für pöpstlich. 4. Eine Kolonie auf Neuseeland. 5. Ein Befehl.

### Auflösung des magischen Rätsels.

A	P	O	S	T	A	T
P	O	L	I	E	R	
O	L	D	E	N		
S	I	E	G			
T	E	N				
A	R					
T						

(Die Auflösungen der Rätselaufgaben erfolgen in der nächsten Rätselnummer. — Die Namen der Rätsellöser werden, nicht veröffentlicht.)

**Nachdruck des Inhalts verboten!**